

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Sonnabend, den 11. May 1822.

57

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Nebenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen ein Viertel, um 15 fl., halb, um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer ein Viertel, um 7 fl., halb, um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bei N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

G i o v a n n i.

Italienische Novelle.

Von Amalia Schoppe, geb. Weise.

1.

Giovanni war der einzige Sohn des Duca di Soglio. Eine schöne blühende Gestalt, ausgezeichnete Geistesgaben und ein gefühlvolles Herz machten ihn zum Muster seines Standes und Alters. Der alte Herzog, sein Vater, hatte auf weiten Reisen Welt und Leben kennen gelernt und sich nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre mit einem edlen piemontesischen Fräulein verbunden. Die Gattinn schenkte ihm keinen andern Erben als Giovanni, daher hing auch der Eltern Herz mit unaussprechlicher Liebe an dem schönen, vielverheißenden Knaben. Der Herzog hatte die Welt und ihre betrüghchen Freuden im vollen Maße genossen und sehnte sich jetzt nach Ruhe in seinem engen Familienkreise. Daher verließ er während der Sommermonate den prächtigen Pallast, den er zu Mayland besaß, und zog sich auf ein am Tessino gelegenes Landgut zurück, dessen romantische Lage ihm besonders zusagte. Eine geliebte Schwester war ihm in früherer Zeit durch einen heuchlerischen Jüngling, an dem er Vaterstelle vertreten, entrisen worden. Der Glende entfloh mit dem schönen, sechzehnjährigen Mädchen, das er an sich zu fesseln gewußt hatte, und trotz allen Nachforschungen der Familie hatte man von Beyden keine Spur entdecken können. Vermuthlich hatte ein fremder Welttheil die Flüchtlinge aufgenommen.

2.

Als auch des Duca's Gattinn plötzlich und noch in der Blüthe ihrer Jahre gestorben war, konnte nur Giovanni die tiefen Wunden heilen, die ihm dieser unerwartete Verlust geschlagen hatte. Ihn schloß er jetzt voll inbrünstiger Liebe an sein Herz, und ihm wollte er fortan allein leben und seiner Erziehung und Bildung den Rest seiner Tage weihen. Er hielt Wort. Unter seiner Aufsicht reifte Giovanni zum Jüngling heran; alle Hoffnungen, die man

von ihm zu hegen berechtigt war, erfüllte er nicht nur, sondern übertraf sie bey weitem. Zur prachtvollen Blume hatte sich die blühende Knospe entfaltet und erfüllte das Herz des Vaters mit unendlichem Entzücken. Mit ungetheil- ter Liebe hing Giovanni's Herz an dem Vater; dieser war ihm Lehrer, Freund und Gefährte. Wie ein klarer Spiegel lag seine jugendliche Seele vor ihm offen da, keine Regung verschloß sich ihm, kein Geheimniß hatte er vor ihm zu verbergen. Der Duca wünschte, Giovanni möge, wie er selbst gethan, seine Bildung auf Reisen vollenden. Anfangs wollte er selbst sein Begleiter seyn, aber die zu tief eingewurzelte Liebe zur Ruhe und Bequemlichkeit ließ ihn von diesem Vorsatze abstehen, und er sah sich daher mit einiger Besorgniß nach einem Begleiter für den Sohn um. Es dauerte nicht lange, so erleichterte ein Zufall dem Duca die Wahl eines solchen. Als er sich einst auf der Jagd in der Hitze des Verfolgens des Wildes von seinen Begleitern entfernt hatte, sah er sich plötzlich in der Mitte des Waldes von vier Räubern angefallen, die mit gezogenen Schwertern auf ihn losstürzten und sein Leben so sehr bedrohten, daß nur ein Wunder ihn retten zu können schien. Schon ermattend in dem Widerstande, welchen er den Bösewichtern entgegenstellte, sah er den Augenblick nicht mehr fern, wo er ihren Streichen erliegen würde, als plötzlich ein Reiter zu seinem Beystande herzuellte. Die Ankunft des Fremdlings gab dem Streite eine andere Wendung; nach wenigen Minuten lagen drey von den Räubern tödlich getroffen auf dem Boden, und der vierte ergriff die Flucht. Als der Duca sich genugsam gesammelt hatte, um seinem großmüthigen Erretter zu danken, hatte sich dieser schon eine beträchtliche Strecke Weges entfernt. Eiligst spornte der Duca sein Pferd, um ihn einzuholen. Der Fremde ritt langsam und gedankenvoll einher und bemerkte den Duca erst dann, als dieser ihm schon ganz in der Nähe war. „Großmüthiger Mann, verschmäht meinen Dank nicht,“ rief der Duca. „Auf euren Dank, edler Herr, mache ich keine Ansprüche,“ entgegnete ihm der Fremde. „Wäre meine That wirklich verdienstlich, so würde mir das Bewußtseyn genügen, sie vollbracht zu haben. Aber eine solche Kleinigkeit bedarf der Erwähnung nicht: euer Lob beschämt und befremdet mich zugleich. Würdet ihr an meiner Stelle nicht dasselbe gethan haben?“ Bey diesen Worten machte der Fremde Miene, den Duca zu verlassen; dieser aber fiel seinem Pferde in den Zügel und bat, ihm wenigstens die Einkehr für die schon hereinbrechende Nacht auf seiner Villa nicht zu versagen. „Gern füge ich mich eurem Wunsche,“ entgegnete der Fremde freundlich, „denn es würde zu spät werden, ehe ich Mailand erreichte, wo ich über Nacht zu bleiben gedachte. Eigentlich liegt mir nichts daran, wohin ich gehe, denn ich überlasse mich auf meinen Reisen meist dem Ungefähr, das mich oft glücklich leitet, wie es noch heute gethan.“ Der Duca war froh über des Fremden Einwilligung, denn dieser gefiel ihm ausnehmend wohl. Jedes seiner Worte, sein ganzes Benehmen zeigte von Bildung und glänzender Tapferkeit. Letztere schätzte der Duca an Männern vorzüglich hoch: sie war nach seinen Begriffen immer Bürge edler, großherziger Gesinnungen.

3.

Als sie auf der Villa Soglio ankamen, trat ihnen Giovanni auf der breiten Marmortreppe des Pallastes besorgt entgegen. Eben war er im Begriffe

den Vater aufzusuchen, denn Einige vom Jagdgesolge waren (mit der Nachricht zurückgekehrt, man vermisse den Herzog. Auf seinen freudigen Ruf stürzten Diener mit Fackeln herbey, während er selbst dem Vater vom Pferde half. Jetzt bemerkte er den Fremden und verbeugte sich anständig grüßend vor demselben. Dieser stuchte vor der hohen seltenen Schönheit des fürstlichen Jünglings, nicht müde ward sein Auge, ihn zu betrachten, so, daß Giovanni verlegen das seine zu Boden schlug: ihn ängstigten die wunderbaren, neugierigen Blicke des Fremden. „Umarme den Erretter deines Vaters in diesem würdigen Gaste,“ sprach der Duca zu seinem Sohne gewendet, und Giovanni eilte, gehorsam dem Befehl, in die Arme desselben, die geheime Scheu überwindend, welche der Aublick des Fremdlings in ihm erregt hatte. Wie ein schmerzender Stich fuhr es ihm durch's Herz, als er so in den Armen desselben lag, und alle Farbe schwand von seinen Wangen. Seine Sinne verwirrten sich, und ohnmächtig glitt er aus der Umarmung auf den Marmorboden nieder. Erschrocken eilte ihm sein Vater zu Hülfe; aber der Gast zog ein hellleuchtendes Fläschchen aus dem Busen und träufelte einige Tropfen dem Jünglinge auf die Lippen. Giovanni schlug plötzlich die Augen auf und erklärte, wiewohl mit matter Stimme, ihm sey wieder wohl. Nach wenigen Momenten färbte ein lebhaftes Roth seine Wangen und ein wildes, verzehrendes Feuer loderte aus seinen Augen. Der Herzog hatte seinen Sohn nie so gesehen und glaubte ihn von einem heftigen Fieber befallen, aber der Fremde, den wir von nun an bey seinem Namen, Lorenzo, nennen wollen, versicherte, daß durchaus keine Gefahr vorhanden sey. Von diesem Augenblicke an zeigte der Jüngling eine außerordentliche Hinnigung zu Lorenzo und schien nur mit Schrecken daran zu denken, ihn wieder zu verlieren.

4.

Der Gast blieb auf Giovanni's und des Herzogs Bitten von Woche zu Woche und endlich von Monat zu Monat. Machte er einmal Anstalt, die Villa Coglio zu verlassen, so drang man mit erneuten Bitten in ihn, zu bleiben. In der That entwickelte er täglich immer seltenere Vorzüge des Geistes und des Herzens. Wovon nur immer die Rede seyn mochte, von Wissenschaft, Kunst oder Lebenserfahrung, so fand man ihn von allem unterrichtet; er kannte die verschiedenen Völkerschaften der Erde, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Sprachen; über die verschiedenen Zustände und Verhältnisse des Menschenlebens urtheilte er mit Einsicht und Freysinnigkeit, entfernt von jedem beschränkten Pedantismus. Außerte man hierüber einige Verwunderung, so antwortete er, er habe die Welt auf seinen weiten Reisen kennen gelernt, auch in so verschiedenartigen Lebensverhältnissen gelebt, daß ihm nichts fremd geblieben. Über seinen Stand und Namen beobachtete er zwar ein tiefes Schweigen, doch deutete er öfters an, daß beyde ausgezeichnet wären, und daß auch das Glück ihn in den Besitz großer Güter gesetzt habe. Letzteres ergab sich aus dem Umstande, daß seine Freygebigkeit oft an Verschwendung grenzte. Doch führte er kein Gepäck, ausgenommen einen kleinen Mantelsack, mit sich, der aber nicht schwer, ja nicht einmahl verschlossen war, und ein wenig Wäsche und etliche Kleidungsstücke enthielt. Seine Kleidung war weder kostbar noch auffallend; ein schwarzes Wams, schwarze Beinkleider, ein feuerfarbner Gürtel

und ein schwarzer Mantel, nebst einem rothsamtnen Barett, waren seine gewöhnliche Tracht. Sein Gesicht trug Spuren ehemaliger außerordentlicher Schönheit, und doch störte ein widrig verzerter Zug um den Mund die Harmonie des Ganzen. Sein Auge blickte lebhaft, aber oft finster und lauernd: Alles an ihm war anziehend und abschreckend zugleich. Der Duca, welcher eine außerordentliche Vorliebe für alle Gelehrsamkeit, eine hohe Achtung vor tiefem Wissen hatte, zollte dem Gaste eine ungemessene Bewunderung. Er hegte keinen lebhaftern Wunsch, als einen ähnlichen Begleiter für seinen Sohn zu finden, aber es fehlte ihm an Muth, Lorenzo den Antrag zu thun. Sehr angenehm ward er daher überrascht, als dieser sich eines Tages von selbst anbot, den Jüngling auf seiner Reise durch die verschiedenen Länder Europens zu begleiten. „Es ist mir gleichgültig, wohin ich gehe, sprach er, denn meine Reisen haben kein anders Ziel, keinen weitem Zweck, als meine Kenntnisse zu bereichern und diese Spanne Zeit so angenehm, als möglich, zu verleben. Die bürgerlichen Verhältnisse, das Leben in einem beschränkten Kreise sind nicht für mich geschaffen; frey muß ich seyn, um nicht schmerzhaft den Druck des Daseyns zu fühlen. Wohin ich vom Zufalle geführt werde, ist mir gleichgültig, ich weiß überall meinen Preis herauszubringen und Sorge nicht eben, daß es mir irgendwo an geistiger Nahrung fehle. Gebt ihr, edler Herr,“ fuhr er gegen den Duca gewendet fort, „mir Gehör, so gehen wir zuerst nach Frankreich, der Schule seiner Sitten und wahrer Lebensweisheit, dem Sitze tiefen Forschens und der Gelehrsamkeit.“ „Da treffen wir in unsern Ansichten zusammen, entgegnete der Duca; auch mir hat Frankreich immer das einzige Land geschienen, wo es sich nach Italien erträglich leben ließe.“

5.

Der Tag des Abschieds war angebrochen; innigst bewegt besuchte Giovanni nochmals alle Spielplätze seiner Jugend, lag voll tiefer Nüchternung am Halse des Waters, der ihn nicht lassen konnte und nur mit Mühe die Thränen zurückhielt, die sein Auge diesem Abschied zu weinen strebte; ach, sie sollten sich nicht wieder sehen, die jetzt so voll von der unendlichen Liebe an einander hingen! Als endlich der bittere Abschied überstanden war, blickte Giovanni voll freudiger Hoffnung in das neue, vielverheißende Leben, das ihm an Lorenzo's Seite aufgehen sollte. Welche Wünsche, welche Ahnungen, welche Erwartungen schwellten nicht seine junge Brust! Erst als Mailand hinter ihm lag, als die himmelanstrebenden Alpen ihre Riesenhäupter seinen Blicken enthielten, als die Luft der Fremde ihn anwehte, konnte er ganz sein Glück fassen, in der Gesellschaft des von ihm so heiß geliebten, so hochverehrten Lorenzo die Welt zu durchziehen.

Kein nichtiges, unbedeutendes Wort ward zwischen ihm und dem Freunde gewechselt. Seine jugendliche Phantasie, mit tausend neuen Bildern erfüllt, verschönerte ihm alle Gegenstände, und sein Geist flog weit über alles Gewöhnliche und Gemeine hinaus, von ihren mächtigen Fittigen getragen. Seine Sprache ward reine, schöne Poesie. Mit jedem Tage erschlossen sich ihm neue Lebensblüthen, entsprudelten seinem Geiste neue Quellen der erhabensten Genüsse. Bald führte ihn Lorenzo in die Tiefen des Lebens hinab, bald erhob er ihn zu den Sternen; vor seiner stiegenden Beredsamkeit sanken bald alle

Schranken gewöhnlicher Ansichten; er glaubte Natur und Schöpfer zu erfassen, den Sphärenklang der Gestirne zu vernehmen; alles betrachtete er jetzt aus einem neuen, reizenden Gesichtspuncte, alles anders als sonst. Verächtlich, Kleinlich, unwürdig erschienen ihm jetzt die Schranken, womit Sitte und Gewohnheit, (alterthümliches, barbarisches Unwesen nannte Lorenzo sie), die Menschen umzieht; diese verächtlichen Fesseln ganz abzustreifen, war sein einziges Streben. Mit frischen Sinnen genießen, sey der schöne Zweck des Lebens, das sonst verloren oder verträumt werde, sagte ihm Lorenzo unaufhörlich vor; dem Kühnen gehöre die Welt; der sey König der Geister, der sich Herr der Gegenwart und Zukunft zu machen wisse. Dieß war die Theorie, womit Lorenzo das Gemüth seines Zöglings erfüllte, und nur allzubegierig lauschte dieser dem süßen Gifte seiner Rede.

Rasch durchzogen sie Helvetiens beglückte Thäler. Lorenzo mochte hier nicht weilen, so sehr sich auch Giovanni in dieser erhabenen Natur gefiel, und so gern er auch dieß von Dichtern gepriesene Land genauer kennen gelernt hätte. „Hier herrscht mehr denn in andern Ländern,“ sprach Lorenzo, „die dumpfe umnebelnde Sticlucht der Gewöhnlichkeit, des Alltäglichen, die jeden freyen Aufschwung des Geistes hemmt und uns den erhabenen Zweck des Lebens, geistige Freyheit, aus den Augen verlieren läßt. Sieh diese Menschen an,“ fuhr er fort, „betrachte ihr ganzes Wollen und Thun, und gestehe, daß sie sich nur wenig von den Thieren unterscheiden, die sie nähren. Was ist der Zweck ihres Daseyns anders, als heute zu gewinnen, was sie morgen in beklemmender Geistesdumpsheit verzehren? Ist das Daseyn? Ist das Leben, das zu irgend einem höhern Ziele führen kann?“ „Und doch sind sie glücklich!“ seufzte Giovanni, „doch strahlt die Freude, die Seelenruhe aus ihrem heitern Antlitz!“ „So ist es der Pflugstier auch, der nach gethaner Arbeit auf der Streu wieder kauft,“ entgegnete ihm rasch Lorenzo; „so ist es die Blume auch, die am Wege in voller Pracht der Farben blüht und die Seele durch ihren Anblick entzückt; aber geistiges, bewußtes Leben fehlt beyden. Zu diesem will ich dich führen, mein Giovanni!“

Bald lagen sie hinter ihnen, die hohen Alpenketten; gedankenvoll, ja sehnsüchtig wendete sich, trotz jener Sophismen, Giovanni's Blick nach ihnen um. Ihm war, als habe er dort Manches finden können, was er jetzt schmerzlich in sich vermifste: Seelenruhe und stille, zufriedene Heiterkeit, das Bild eines schönen, wenn auch beschränkten Lebens. Lorenzo trieb ihn schnell von der Stelle fort, ihm stets neue Gegenstände vor die offenen Sinne führend.

Endlich umfing sie das Weichbild der Hauptstadt des Frankenreiches. Nach einer kurzen Frist ihres Aufenthaltes daselbst sah sich Giovanni von so vielen neuen, zum Theil überraschenden Erscheinungen umgeben, daß er ganz das Andenken an jene friedlichen Thäler aus der Seele verlor. Das war es, was Lorenzo gewollt hatte.

Künstler, Gelehrte, Glücksritter und schöne Frauen drängten sich um die reichen Italiener, wie man sie nannte, und erhielten Giovanni in einem fort-dauernden Sinnenrausche, während Lorenzo kalt und gelassen dem bunten Spiele zusah, ohne sich in dasselbe zu mischen. Giovanni ward bald an's Spiel gefesselt, zu welchem er durch einen Abenteurer, der ihn für sich einzunehmen gewußt, verleitet ward. Lorenzo sah dieser gefährlichen Neigung mit Gelassen-

heit zu, obgleich der Jüngling ungeheure Summen verlor und seine sehr beträchtliche Reifecasse bald erschöpft haben würde, wäre ihm die des Freundes nicht offen gestanden. An einem Abende, da Lorenzo hinter seinem Stuhle stand und dem Spiele zusah, schien das Glück jedoch Giovanni begünstigen zu wollen: große Summen flossen in seine erschöpfte Cassé; das Gold wuchs zu Haufen vor ihm an. Ein junger bleicher Mann, der mit viel Unglück spielte, zog mit sichtbar zerstörter Miene eine Rolle Gold aus der Tasche und setzte sie. Die Karte schlug ab, der Jüngling stürzte mit dem Ausdrucke der höchsten Verzweiflung aus dem Saale. Nach wenigen Minuten hörte man in der Nähe einen Schuß fallen. Man sah nach: der junge Mann lag in seinem Blute schwimmend im Vorsaale; er hatte sich mit einer Kugel das Gehirn zerschmettert. Erschüttert, durchschauert stand Giovanni neben der Leiche und der Schwur, nie wieder zu spielen, drängte sich über seine Lippen. Voll tiefer Trauer verließ er das Spielhaus, und so sehr ihm auch Lorenzo zuredete, weiter sein Glück zu versuchen, war er doch nicht dazu zu bewegen. Paris begann ihn anzuekeln und er bat Lorenzo, schnell diesen Ort zu verlassen. Dieser aber lächelte kalt und suchte ihn in neue Zerstreungen zu stürzen, welches ihm nur allzuwohl gelang. Die Liebe war es, durch die er ihn fesseln wollte. Er suchte die erhabene Göttinn, die seinen Träumen vor-schwebte, und fand niedre Sinnenlust!

(Die Fortsetzung folgt)

Sonnet zu dem Kupferstiche in der Aglaja d. J. 1822

mit der Inschrift auf der Fahne: Otiositas.

Schaut nur, ihr werdet euch gestehen müssen,
Schön ist sie, aber faul auch zum Erstaunen;
Sonst lägt ihr längst anbetend Ihr zu Füßen,
Ihr Lob und eure Liebe zu posaunen.
Sie schläft, als hätte sie Nichts abzubüßen
Und diesen Schlummer wecken nicht Karthäunen.
Wie ist sie wohl zu wecken als mit Küssen?
Doch nach den ihren lüstert nur die Faunen.

Es schwingt der Faun die Fahne in ihrem Namen,
Der Faulheit oder Müßiggang verkündet;
Ein Beispiel schaut ihr, das nicht nachzuahmen,
Die Trägheit mit der Sinnlichkeit verbündet.
Je fester jene schläft am Arbeitsrahmen,
So feuriger wird dieser Blut entzündet. H.

Correspondenz-Nachrichten.

Paris, am 20. April 1822.

Durch die Vorstellung des *Sylla* hat die liberale Parthey Gelegenheit erhalten, ihre Gesinnungen wenigstens mittelbar an den Tag zu legen und ihre Abneigung gegen die Ultraroyalisten auszusprechen. Hr. Jouy, der Verfasser desselben, ist in der letzten Zeit ein so vielfach besprochener Mann geworden, daß einige nähere Auskunft über ihn hier mit Vergnügen gelesen werden dürfte. Bekanntlich ein großer Verehrer der vorigen Ordnung der Dinge, unter welcher sich dieser Schriftsteller politische Ehre und

Reichthum erworben, hat Hr. Jouy seitens eigentlichen Ruf der schöngeistlichen Schriftsteller und denjenigen Werken, in welchen er das Pariser gesellschaftliche Leben geschildert, zu verdanken. Unter den letzten steht „l'Hermite de la Chaussée d'Antin“ oben an. Die Chaussée d'Antin ist das glänzendste Stadtviertel von Paris, wo besonders die Vornehmen der neueren Zeit wohnen. Über die Sitten dieser letzten hat Hr. Jouy unter der, ziemlich unpassenden Maske eines Einsiedlers (denn ein Einsiedler möchte doch gerade am allerwenigsten im Stande seyn, die große Welt zu beobachten) in dem angezeigten Werke recht witzige und geistreiche Bemerkungen ange stellt. Sie erschienen anfangs in einzelnen, unter dem, so eben besagten, Titel abgehandelten, Aufsätzen in der Gazette de France, wo sie das feuilleton des jedesmaligen Montagsstücks einnahmen. Diese Artikel wurden in ihrer Art eben so begierig gelesen, als zu seiner Zeit Geoffroy's Theaterkritiken im Journal des Débats. Sie wurden später in vier Bänden gesammelt und haben jetzt, wenn ich nicht irre, bereits die fünfte oder sechste Auflage erlebt. Früher hatte Hr. Jouy ein Werk ähnlichen Inhalts, „le Franc-Parleur (der Freymüthige)“ betitelt, geschrieben, welchem aber, da der Verfasser den rechten Ton noch nicht gefunden zu haben schien, kein sonderlicher Beyfall zu Theil wurde. Als, nach Hrn. Jouy's Entzweyung mit den Eigenthümern der Gazette de France und seinem daraus erfolgten Abtritte von diesem Journale, die Artikel des Einsiedlers von der Chaussée d'Antin aufhörten, hatte der Verfasser diese Maske, und die Schmeicheleyen und Lobeserhebungen, welche sie ihm zu Wege gebracht, so lieb gewonnen, daß er sie abermals vornahm, aber eine fremde Einsiedelrey bezog. Schon in der erwähnten Zeitschrift war, wenn ich nicht irre, der Inhalt des Artikels verändert und unter dem neuen Titel: L'Hermite de la Guiane, der Schauplatz nach dieser südamerikanischen französischen Besitzung, wo Hr. Jouy lange gelebt hat, verlegt worden. Aber das Leben in Guiana hatte natürlich für die Pariser nicht so viel Interesse, als ihr eignes; auch schienen die, sich stets in demselben witzig-philosophischen Kreise herumdrehenden, Beobachtungen am Ende zu langweilen. Sie fanden daher eben so wenig Beyfall, als der Hermite de la Province, welchen der Verfasser auf jenen folgen und in der, damals eben entstehenden, späterhin so berühmigt gewordenen, *Minerva* abdrucken ließ. An letzterm wollten die Pariser einen air provincial, folglich Linkischkeit und Langeweile, finden; überdem erdrückte das Interesse, welches die, in demselben Journale von Hrn. Etienne abgefaßten, *Lettres sur Paris*, enthielten, alle übrigen darin abgedruckten Aufsätze. Folgendes, an sich lächerliche Ereigniß trug dazu bey, Hrn. Jouy die Maske eines Sittenbeobachters der Provinz zu verleiden. Unter den vielen guten Eigenschaften, welche die Einwohner derselben haben mögen, steht die, Spaß zu verstehen, sicher nicht oben an; im Gegentheile passiren sie für *mauvaises têtes*. Davon machte Hr. Jouy eine unangenehme Erfahrung. Es war ihm nämlich, in einem seiner Artikel, widerfahren, über eine gewisse Stuhlvermieterin zu Bordeaux, welche daselbst unter dem Spottnamen *Anneniche* bekannt ist, zu plaisantiren und das Talent zu rühmen, welches diese Frau besitze, die ihr anvertrauten Liebesbriefe ohne Gefährde an ihre Behörde gelangen zu lassen. Die Stuhlvermieterin belangte Hrn. Jouy injuriarum und dieser sollte eine Reise von Paris nach Bordeaux machen, um sich mit *Anneniche* vor das dortige correctionelle Polizeigericht zu stellen. Was aus diesem Prozesse am Ende geworden ist, haben wir vergessen. Kurze Zeit nachher hörten die Aufsätze des Hermite de la Province ganz auf, und Hr. Jouy gründete, als das neue Censurgesetz der Redaction der *Minerva* unübersteigbare Hindernisse in den Weg legte und diese sich nicht mehr in ihrem vorigen Geiste aufrecht erhalten konnte, mit mehreren seiner Freunde die, späterhin ebenfalls sehr berühmigt gewordene, *Renommée* und, als auch diese nicht zu existiren vermochte, den jetzt noch fortdauernden *Courrier françois*. Von nun an warf sich Hr. Jouy mit einer Rücksichtslosigkeit, welche selbst seine Freunde in Erstaunen setzte, der Politik in die Arme. Er schien auch der dramatischen Literatur gänzlich zu entsagen, als der Minister Decazes (der, im Vorbeygehen gesagt, nur erst seit seinem Austritte aus dem Ministerium bey den Liberalen in den Geruch der Liberalität gekommen ist) die Aufführung seines Trauerspiels *Bélisaire* verboten hatte. Mit diesem Stücke, meinte die Ultrapartey, wolle der

Verf. auf die Ungerechtigkeit, welche einem gewissen Manne, der sich, nach seiner Meinung, eben so sehr um sein Vaterland verdient gemacht habe, als Belisarius um das seinige, so wie auf dessen Verbannung, anspielen. Hr. Jouy scheint seit der Zeit die Hoffnung nicht aufgegeben zu haben, dem, von ihm angebeteten, Götzen ein anderes wohlgefälliges Opfer darzubringen. Als Mann von Geist hat er es diesmal auf eine Manier anzufangen gewußt, welche niemanden verdächtig geschienen. Sein Name: Leiber ist nicht mehr der tugendhafte, mit schwarzem Undanke belohnte, Belisarius, sondern das Ungeheuer Sylla, verfluchten Andenkens. Auf den ersten Blick scheint das Costum, welches er seinem Helden gibt, nicht vortheilhaft zu seyn; aber bey näherer Betrachtung wird man leicht gewahr, daß es absichtlich so gewählt ist, um darunter die nothwendige Verwandlung vorgehen zu lassen: Sylla wird, wie die nämliche Ehre auch bereits Robespierre'n häufig angethan worden ist, mit der Consequenz begabt, und folglich, da Consequenz bey gewissen Leuten gleichbedeutend mit Tugend ist, zu einem ehrlichen Manne, oder des etwas, gestempelt. In Betreff der berühmten Dictaturentsagung zieht sich Hr. Jouy mit einem Geniezuge aus dem Handel. Wie steht es hier aber mit der Auspielung? Sylla's freywillige Entsagung bleibt freylich noch immer ein Räthsel, oder, wie man will, auch feins: denn wahrscheinlich fühlte dieser Tyrann, mit dem nie der Kopf durchgelaufen ist, daß es so nicht länger mehr gehen würde. Auf welchem Wege kam aber Sylla's Copie zur Abdankung? Etwa durch eigene Reflexion? Nein, durch die Noth! Man sieht also, die Allegorie schießt auf beyden Augen. Nichts desto weniger nehmen die Pariser alles für baare Münze, laufen in Strömen, den neuaufgegangenen Stern zu schauen, und vergöttern besonders den Hrn. Talma, der, in der Rolle des Sylla, diese Gelegenheit mit beyden Händen ergreift, um sich für die ehemals genossenen Wohlthaten dankbar zu bezeigen. Das geschieht, indem er seinen Helden so täuschend als möglich spielt. Spötter wollen behaupten, hierzu gehöre keine große Kunst, da Hr. Talma, nach dessen theatralischer Person der moderne Sylla sein Ausseres gebildet habe, um diesen darzustellen, nur sich selbst zu spielen brauche. Aus Hrn. Jouy's früherer literarischer Laufbahn ist übrigens noch nachzuholen, daß er der Verfasser der Texte zu der *Bestallinn* und zum *Ferdinand Cortez*, so wie von jener dramatisch-theatralischen Gaukeley, (*l'Orislamme*), ist, mit welcher sich, vor der Schlacht bey Waterloo, die Pariser und überhaupt die Franzosen, noch zu guter Lezt, wie die Schafe vom Leithammel, zur Schlachtbank führen lassen mußten. Außer der Mitredaction an dem politischen *Journalet*: *Le Courrier françois*, führt Hr. Jouy in diesem Augenblicke die Hauptredaction des nicht-politischen Blattes: *Le Miroir*, einer satyrischen Production, welche, da ihre Laune keine Mäßigung kennt und alles angreift, was sich nicht mit dem Nationalvorurtheile der liberalen Partey (welches darin besteht, daß sie in der Epoche vor der Wiederherstellung des Königthums das goldene Zeitalter seht) verträgt, bey'm großen Haufen allerdings Interesse, aber bey'm redlichen, uneingenommenen Manne nicht selten Verachtung erregt.

*) *Orislamme* (*Aurislamme*) hieß ursprünglich die Kirchenfahne der Abtey St. Denys bey Paris. Bey den Befehdungen, welchen dieses Kloster von Seiten der heidnischen Landesbewohner ausgefetzt war, wurde die *Orislamme* den Beschützern derselben, welches ehemals die Grafen von Verin und Pontoise waren, so oft diese zum Besten des Klosters in den Krieg ziehen mußten, unter großen Feyerlichkeiten übergeben und sie damit gleichsam zum Siege über die Feinde geweiht. Als in der Folge Philipp I. die Graffschaft Verin mit der Krone vereinigte, ging die Schirmvogtey auf die Könige von Frankreich über, und die *Orislamme*, welche bis dahin nur die Fahne der Abtey von St. Denys gewesen war, wurde jetzt Reichsfahne des ganzen Frankreichs, und begleitete als solche die Armeen desselben, so oft diese in's Feld rücken mußten. Seit Carl VII. Zeiten ist sie nicht mehr im Gebrauche gewesen. Diese Fahne bestand aus einem Stücke feuerrothen Taffets (daher ihr Name), welches, in der Form eines Paniers, an seinen drey Seiten ausgeschnitten, an den Ecken mit grünen Quasten geziert und an einer goldenen Lanze befestigt war.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.